

ALFONS HORSCH (1894–1965)

In russischer Gefangenschaft 1915–1918

Alfons Horsch kam am 16. März 1894 in Harburg als siebtes Kind der Eheleute Anton Horsch und seiner Ehefrau Josepha, geborene Ziegelmayr, zur Welt. Seit Februar 1898 lebte er mit seinen Eltern und zehn Geschwistern in Donauwörth. Hier arbeitete sein Vater als Bezirksamtsdiener im Fuggerhaus. Horsch rückte am 1. Dezember 1914 in Landshut ein und wurde mit dem 2. Schweren Reiter-Regiment im Baltikum eingesetzt. Verwundet geriet er bei Soliki am 21. September 1915 in russische Gefangenschaft, aus der er am 7. Juli 1918 zurückkehrte. Horsch wurde am 2. Dezember 1918 in Landshut aus dem Mi-



Familienfotosammlung Axel Horsch: Alfons Horsch mit Schwestern 1914.

litärdienst zwecks Aufnahme seines Berufs als Volksschullehrer nach Ichenhausen im Bezirkssamt Günzburg entlassen. In Bad Wörishofen leitete er von 1920 bis 1923 den Chor der Liedertafel e. V. Dort war er als Hauptlehrer an der Knabenschule in Bad Wörishofen tätig.

die Hirten bevölkern, darüber im Winter die Wölfe bellen und die Schlittenläufe fliehen, mit deinen schweren weißen Winternebeln, dahinter deine Millionenstädte atmen, arbeiten, weinen und lachen, sterben und geboren werden, während sie im Hitzemeer des Sommerhimmels mit zahllosen, bunten Turmkuppeln ins Weite grüßen, mit deinen Straßen und Boulevards, wo in der Märzrevolution die Blutbäche über die Pflastersteine flossen, mit deinem Volk, das sein Leid so gern versenkt in den Klang und Schlag der Musikinstrumente, mit deinen Sammellagern und Gefängnissen, wo Tausende und Hunderttausende in Gefangenschaft das Brot deiner Erde essen, bis sie den Fuß wieder setzen dürfen über die Schwelle der Heimat, wie es mir vergönnt war vor einigen Monaten.

Am 21. September 1915 geriet ich mit meinen neun Mann nach kurzem, vergeblichem Widerstand mit unseren Karabinern in russische Gefangen-



Farbige Feldpostkarte: Kavallerie-Patrouille durchquert einen Fluss.

Sofern nicht ausdrücklich anders vermerkt, stammen die Abbildungen auf den Seiten 48 bis 112 von zeitgenössischen Postkarten, die der Historische Verein erworben hat.

schaft, nachdem wir, verraten durch Zivilvolk, von einer starken russischen Patrouille in einem Heustadel überfallen worden waren.

Der Haupttrupp der russischen Patrouille schaffte uns in ein nahe gelegenes Gehöft, während die anderen noch am Orte der Schreckenstat zurückblieben. Die Kameraden verbanden einem Gefreiten und mir die Wunden und die Russen machten sich inzwischen daran, uns einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Was ihnen am meisten Spaß gemacht hatte, das waren unsere Sporen. Die Mannschaften der russischen Kavallerie tragen meistens keine Sporen, da sie die kleinen Pferde als Reiter von Jugend auf geschickt mit Schenkel und Stiefelabsatz regieren können. Sodann stürzten sie sich auf die anderen Sachen wie Uhren, Ringe, Taschenlaternen, Papiergeld, Briefschaften, Soldbücher und all den Kram, der ja für sie vollkommen nutzlos war. Gleich darauf brachten die zurückgebliebenen Russen – es waren ebenso wie wir Kavalleristen – unsere Pferde nach, die bei unserer Gefangennahme natürlich ungesattelt im Heustadel standen. Diese wertvolle Beute wollten sie so schnell wie möglich in Sicherheit bringen und nahmen sich deshalb auch keine Zeit mehr, die Rößlein zu satteln. Einer oder der andere trugen auch einen Tornister von uns am Arm, und als sie damit an-



Feldpostkarte von Dünaburg 1917.

kamen, wurde er auch Gegenstand einer genauen Visitation. Und da sollten wir doch noch einmal das Vergnügen haben, eine deutsche Zigarre zu rauchen. Es fühlte sich nämlich ein Russe bewogen, uns von unseren eigenen Zigarren welche anzubieten, grad' als ob er sagen wollte: Versucht's noch ein letztes Mal, wie eine deutsche schmeckt, was nun kommt, das ist alles russisch. Nun kam der für uns gut verständliche Befehl: Aufsitzen. Aber das wollte uns gar nicht in den Kopf, unsere Pferde ungesattelt zu reiten. Was machen? Hinauf auf die alten Böcke, denen es in der letzten Zeit nicht gerade gut gegangen ist. Das Rückgrat war wie eine Tischkante so scharf. Ich schätze so ungefähr 40 Kilometer, die wir auf diese Weise zurückgelegt hatten. Bei der ersten Etappenstation angelangt, wurden uns die Pferde abgenommen, und da kamen wir uns so recht als kleine Kinder vor, weil wir nämlich nach dem wunderbaren Ritt weder gehen noch stehen konnten. Die Einwohnerschaft des Ortes war durch unsere Ankunft alarmiert und belagerte bald darauf die Scheune. Viele suchten sich mit uns zu unterhalten, doch die russische Sprache war für uns damals völlig unverständlich. Noch am selben Tage gegen Abend erfolgte unser Abtransport und das waren jetzt drei Tage, die wohl zu dem Schrecklichsten zählen, was ich erlebt habe. Zu Fuß ging's nämlich nach Dünaburg¹ in ununterbrochenem Marsch, auf



Riga – Dünaburg. Russischer Kriegsschauplatz I, aus: Taschen-Atlas der Kriegsschauplätze, Berlin o. J.

dem wir stets Kavallerie zur Begleitmannschaft hatten. Körperlich und seelisch in der denkbar schlechtesten Verfassung kamen wir in Dünaburg an, wo sie uns in ein ehemaliges Gefängnis steckten. Da trafen wir nun unsere ersten Leidensgenossen und erholten uns am nächsten Tage auf den harten Brettern wenigstens einigermaßen. Die Kranken und Verwundeten übersiedelten abends in ein anderes Lager. Außer dem Gefreiten und mir mussten sich noch sechs Mann, die mit mir gefangen genommen worden waren, wegen wundgelaufener Füße dem Krankentransport anschließen.

Per Bahn ging's dann 80 Kilometer weiter in ein Etappenlazarett in der Stadt Rjeschitza.² Dort durfte man sich dann wieder so langsam an den Gedanken gewöhnen, dass man eigentlich auch ein Mensch sei. Seit langer Zeit wieder einmal in einem Bett, war man nach einer gründlichen Reinigung und einem gesunden Schlaf wieder zu sich selbst gekommen. Außer meinen Landsleuten waren auch noch einige norddeutsche Kameraden auf der Stube und bald war die gedrückte Stimmung, der man in den ersten Tagen nie recht los werden konnte, einer geselligen Heiterkeit und Unterhaltung gewichen. Mit unserem Sanitätspersonal standen wir bald auf vertrautem Fuße und oft fiel nach dem Mittagstisch noch eine Extraportion ab für unseren ausgehungerten Magen. Allerdings mussten wir da beobachten, dass der Speisezettel bei den Russen absolut nicht reichhaltig ist. Erster Gang: Weißkohlsuppe, zweiter Gang: Kascha, d. i. eine Art Grütze. Buchweizen, Hirse oder Reis werden gedämpft und darüber heißes Öl gegossen, oder wenn es besonders gut schmecken sollte, Schmalz in flüssigem Zustande. Der Magen hat sich allmählich daran gewöhnt und die Hauptsa-

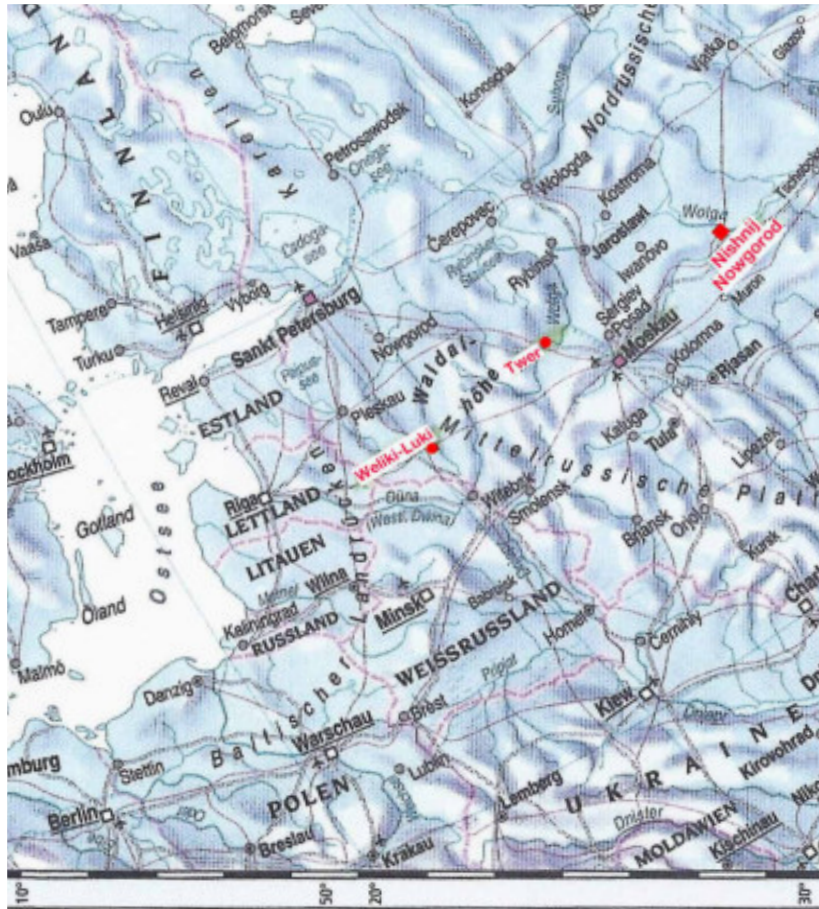


Rjeshiza – Welikije-Luki. Russischer Kriegsschauplatz II, aus: Taschen-Atlas der Kriegsschauplätze, Berlin o. J.

wir die deutschen Barbaren, wie sie bei ihrem Vormarsch im Westen Frauen und Kinder erbarmungslos misshandeln, und wie deutsche Kavalleristen im Osten gefangene Kosaken an Bäume spießen. Wir sahen unseren Kaiser, wie er der Göttin Gerechtigkeit den Todesstoß versetzt, gefangene Russen in Deutschland, wie sie bei der Arbeit gefoltert und als Last- und Zugtiere verwendet werden. Uns war damals schon klar, wie furchtbar die Hetze ihrer Verbündeten um sich gegriffen hatte.

Diese russischen Zeitungen und Zeitschriften waren dann auch die ersten Lehrer der russischen Sprache. Die Buchstaben hatte man bald gelernt, nachdem die Schwester öfter zur Hilfe gerufen wurde. Auf jedem Papierfetzen wurde probiert, gezeichnet und geschrieben und hatten wir einmal die Aussprache eines jeden Buchstabens der widerspenstigen Zunge abgenötigt, dann war es ja ein leichtes, Wörter zu lesen. Diese Elementarschule sollte nicht lange mehr dauern. Fort sollten wir von hier, wo es uns doch so gut gefallen hätte. Mit Grauen mussten wir daran denken. Wir standen am Beginn des russischen Winters. Ich erinnere mich noch gut, dass am 28.

che war ja doch, dass man von den beiden Gängen nur recht satt wurde. Aber damit hat es eben auch oft seine liebe Not gehabt. Die erste Freude wurde uns nun dadurch zuteil, dass wir von hier aus nach Hause schreiben konnten. Ende Oktober hatten meine Angehörigen die Nachricht in Händen. Die Zeit im Lazarett vertrieben wir uns mit Erzählen und Spielen, schließlich hatte der eine oder der andere noch ein deutsches Buch aus dem Schützengraben mit hinübergerettet. Das ging dann von Hand zu Hand und wurde dann eben drei- und viermal gelesen. Die Lazarett-Bibliothek konnte uns natürlich nur mit russischer Lektüre versorgen und da waren für uns namentlich die Zeitschriften höchst interessant wegen der Bilder, die uns die Greuel des Krieges vor Augen führten. Da sahen



Karte Russlands, aus: Großer Illustrierter Atlas der Welt, München 2003/2004, S. 72. Die Schauplätze des Beitrags sind hervorgehoben.

September bereits der erste Schnee fiel. Eine Episode vor unserer Wegfahrt dürfte noch erwähnenswert sein. Bei der Herausgabe unserer Kleider und Sachen, die während dieser Zeit in einem eigenen Raum aufbewahrt wurden, fehlten einem Kameraden die Hosenträger. Er meldete es der Schwester, die Schwester dem Lazarettoberarzt. Dieser ließ sofort das gesamte Sanitätspersonal antreten und dessen Wohnräume einer Untersuchung un-

terziehen. Der Dieb konnte auch festgestellt werden und vor unseren Augen musste er einen gehörigen Guss von nicht gerade zärtlichen Worten über sich ergehen lassen. Ein anderer Russe hat uns dann auch erzählt, dass er jetzt zur Strafe an die Front müsse. So steckten wir also wieder in unseren Kleidern.

Am Bahnhof wurden wir in einen Lazarettzug eingeladen und man sagte uns, dass wir in eine andere Stadt kämen in ein größeres Lazarett. Unsere Wunden waren nämlich noch nicht ganz ausgeheilt. Am nächsten Morgen in der Frühe kamen wir auch an unserem neuen Bestimmungsorte an und fuhren mit der elektrischen Straßenbahn nach dem Kriegslazarett. Die Stadt hieß Weliki-Luki³ und liegt auf der Bahnstrecke Dünaburg-Moskau. In dieser neuen Herberge gefiel es uns eigentlich noch besser wie in Rjeschitza. Auch hier ein großes, luftiges Zimmer, in dem nur Gefangene lagen. Und da entwickelte sich nun bald eine Freundschaft und Geselligkeit unter all den Deutschen. Die letzte Spur von Trübsinn und Grübelei hatte man über Bord geworfen und es waren wirklich Stunden der Erholung, die wir da erlebt haben. Mit den verwundeten Russen, die das Lazarett stets überfüllten, waren wir gut Freund geworden, und jeden Abend nach der Suppe kamen sie in unseren Saal, um unseren Frohsinn mit uns zu teilen, oder verwundert mit großen Augen unserem Gesang zu lauschen. Unser Arzt sprach sehr gut Deutsch und wenn er sich morgens und abends nach unserem Befinden erkundigte, entspann sich oft eine stundenlange Unterhaltung über Krieg und Frieden. Leider musste ich schon in den ersten Tagen von den meisten meiner Landsleute Abschied nehmen, da ihre Füße wieder so weit „im Schuss waren“. Was mir am besten gefallen hat in diesem Lazarett, war die peinliche Sauberkeit, die dem Arzte über alles ging. Jeden Samstag bekamen wir neue Bettwäsche und auch selbst frische Wäsche; doch da war einmal der Russe, der die Verteilung der Wäsche unter sich hatte, zu bequem, uns frischgewaschene Hemden zu geben. Das fiel bei der Untersuchung am Sonntag vormittags dem Arzte natürlich auf und am Montag hatte dieses Amt bereits ein anderer in Händen. Auch für mich sollte nun bald die Stunde des Abschieds vom Lazarett schlagen.

Am 12. November war ich vollständig ausgeheilt und per Bahn ging's am nächsten Tage mit mehreren Kameraden nach Moskau. Dort wurden wir in ein Sammellager gesteckt und da lernte ich eigentlich erst recht kennen, was es heißt, hungern müssen. Nur einmal am Tage mittags bekamen



Feldpostkarte Nischni-Nowgorod – Am Hafen mit der Wolga.

wir Essen, herzlich wenig und dazu auch noch äußerst schlecht zubereitet. Elf Tage musste ich es dort aushalten in einer Baracke, wo mehrere hundert Mann auf Holzpritschen wie die Heringe nebeneinander lagen und wo das Ungeziefer uns nicht einmal bei Nacht den Hunger vergessen ließ. Von der Stadt Moskau selbst habe ich damals noch nichts gesehen, da das Lager etwas außerhalb lag und wir zu der Zeit noch streng bewacht wurden. Von diesem Schreckensorte ging's dann weiter mit dem Transportzuge nach Nischni-Nowgorod⁴. Solche Transportfahrten auf der russischen Eisenbahn wird jeder Gefangene in seinem Tagebuch zu den schlechten Tagen geschrieben haben. Mit 45, oft sogar mit 50 Mann wurde man in einen Viehwagen gesteckt. Da es in dieser Zeit schon strenger Winter war, musste auch im Waggon eingeheizt werden. Diejenigen, die nun auf der obersten Bretterreihe zu liegen kamen, die waren stets in Schweiß gebadet von der schrecklichen Hitze, die der kleine Ofen ausspie, und der noch schrecklicheren Luft, die in dem kleinen Raume war. Und die unten am Boden kauern mussten, denen klapperten die Zähne vor lauter Kälte. Als Verpflegungsgeld auf so einer Fahrt wurden uns jeden Tag 25 Kopeken ausgehän-

dig; oft hatte man nicht einmal Gelegenheit, sich dafür etwas zu kaufen. Ein Examen als Hungerkünstler hätte man damals sehr leicht bestanden. Ehe wir in Nischni-Nowgorod ankamen, mussten wir, um das Laufen nicht ganz zu verlernen, einen halben Tag zu Fuß tippeln und kamen an vielen Bauerndörfern vorbei. Wir waren nicht wenig erstaunt, wie da plötzlich aus den Häusern Frauen und Kinder auf uns zuliefen und uns mit Weißbrot und allem möglichen Backwerk beschenkten. Ein jeder hatte da wieder einmal satt zu essen und auch noch einen kleinen Vorrat in der Tasche für den Marsch. Bei Nacht kamen wir in Nischni-Nowgorod an, und wären wir gleich in ein warmes Quartier gekommen, hätten wir keinen Grund gehabt, zu murren. So aber führten uns unsere Posten in der großen Stadt von Pontius zu Pilatus, keiner wusste, wo er uns abgeben sollte. Ermüdet, durchgefroren und hungrig gelangten wir endlich an unseren Bestimmungsort, fanden dort auch schon viele Kameraden vor, die aber alle um diese Zeit im festen Schläfe waren. Einige erwachten durch den Lärm, und wie wir ihnen unser Klage lied anstimmten, kamen sie gleich mit ganzen Laiben Brot an, und so konnte wenigstens der ärgste Hunger gestillt werden. Man erzählte sich dann noch einander seine Leidensgeschichte, und durch einen festen Schlaf gestärkt, konnte man sich am anderen Morgen einmal umsehen, wohin man eigentlich geraten ist. Es war dies ebenso eine Art Sammellager. Früher ein Gefängnis, war es dann auch schon Aufenthaltsort japanischer Gefangener im Russisch-Japanischen Krieg. Die ganzen Baulichkeiten waren mit einer hohen Mauer umgeben und glichen mehr einer Burg oder einem Schloss.

Vier Wochen war ich in diesem Kerker. Doch es sollte auch hier ein wenig Zeitvertreib geben. Bei ausgiebigem Schneefall bewaffnete man uns des Morgens mit Schippe und Besen und so ging's durch die Straßen der Stadt. Nischni-Nowgorod – zu deutsch Nieder-Neustadt – ist eine der schönsten Städte Russlands, zu beiden Seiten der Wolga gelegen. Im Winter ist dieser mächtige Strom zugefroren und kann sowohl von Fußgängern wie von schweren Lastfuhrwerken benützt werden, während im Sommer äußerst rege Schifffahrt und Floßverkehr herrschen. Nun ging es so langsam auf das erste Weihnachten in Gefangenschaft [zu]. Allerlei Friedensgerüchte schwirrten schon umher, jeder brachte etwas Neues mit, und schon stellte man sich in Gedanken den Christbaum zu Hause vor, unter dem man vielleicht schon bald seine Lieben sehen sollte. Aber es verging ein Tag wie der

andere, und wie wir am heiligen Abend „Stille Nacht, heilige Nacht“ sangen, ohne Christbaum, ohne Weihnachtsfreuden, da wussten wir, dass wir das Ziel unserer Wünsche um ein Jahr weiterstecken mussten.

Am 30. Dezember wurden von einer Fabrik 100 Arbeiter verlangt, und am Abend desselben Tages ging der Transport ab, bei dem auch ich dabei war. Die Silvesternacht verbrachten wir wieder im Viehwagen. Weil die Fahrt wieder zurück nach Westen ging, der Heimat entgegen, stahl sich doch von Zeit zu Zeit ein kleiner Hoffnungsschimmer durch, ob es doch wohl ernst wäre mit dem Frieden. In Moskau angekommen, trieb mir der Anblick der Baracke, in der ich damals elf Tage lang das Hungern gelernt hatte, eine Höllenangst ein. Doch wurden wir hier nur gepflegt und unser Zug ging bald wieder weiter.

Unsere Reise ging nun von Moskau weiter nach Twer,⁵ wo wir ausgeladen wurden; also hier sollten wir vielleicht einmal festen Fuß fassen. Wartete ich doch mit Sehnsucht auf Nachricht von zu Hause, doch wenn man alle vier Wochen woanders ist, konnte man durch den oftmaligen Adressenwechsel auf Post von daheim gar nicht rechnen. In Twer sollten wir nun in einer großen Manufakturfabrik als Arbeiter einen neuen Beruf finden. Als Quartier diente uns ein leerstehendes Privathaus, ganz aus Holz gezimmert, wo



Farbige Ansichtskarte von Twer an der Wolga.

wir in kleineren und größeren Stuben zu je 10 bis 15 Mann untergebracht wurden. Schon am ersten Tage wurden wir in verschiedene Arbeitskommandos eingeteilt. In dieser Fabrik arbeiteten bereits schon mehr als 100 Gefangene, und aus ihren Aussagen konnten wir entnehmen, dass wir es hier nicht ganz schlecht getroffen haben. Nachdem wir im ersten Winter namentlich zu Arbeiten außerhalb der Fabrik verwendet wurden, stiegen wir nach einigen Monaten einige Stufen höher zum Fabrikarbeiter im Innenbetriebe. Diese mächtige Fabrik war eigentlich für sich schon eine kleine Stadt. Wenn man bedenkt, dass in Friedenszeiten 30 000 Menschen dort gearbeitet haben, kann man sich ein kleines Bild machen, welche ungeheure Ausdehnung die Gebäulichkeiten hatten. Baumwolle als Rohmaterial kam in ungeheuren Mengen und Ladungen an, und Tausende und Abertausende Ballen fertiger Stoffe aller Art gingen täglich ab zum Versand. Zunächst war es Schneeschippen, das uns oft Tag und Nacht bei Kälte und Schneesturm beschäftigte. War doch auf dem ganzen Fabrikhof ein Geleisestrang neben dem anderen, wo z. B. die fertigen Spulen von der Spinnerei zur Weberei, das Weißleinen von der Weberei zur Brennerei, von dort zur Wäscherei und Färberei befördert wurden. Ständig verkehrten auch Tag und Nacht zwei Züge, die von dem etwas außerhalb der Stadt gelegenen Holzplatz an der Wolga Brennmaterial herbeischafften für die großen Kesselheizungen. Dafür mussten wir also sorgen, dass sämtliche Geleise zu jeder Tageszeit zu befahren waren und bei dem reichlichen Schneefall und den oft tagelang anhaltenden Schneestürmen hieß es schon von der Schippe ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Dass uns die grimmige Kälte nicht zu sehr zusetzen konnte, dafür war also aufs Beste gesorgt. Bei günstigerem Wetter ging's dann auf den Holzplatz zum Holzsägen, oder man leistete bei irgendeinem Hoch- oder Tiefbau Handlangerdienste. Von Ostern 1916 ab wurde ich dann im inneren Betriebe beschäftigt und habe mir da über ein Jahr lang im Auf- und Abladen der Stoffballen eine ziemliche Fertigkeit angeeignet. In der freien Zeit baute man sich aus Ballen einen Divan, um darauf auszuruhen, oder gar ein Schläfchen zu machen. Interessant war es, sich mit den Russen über politische Fragen zu unterhalten. Allmählich erwarb man sich im Verkehr mit ihnen doch eine gewisse Kenntnis in der russischen Sprache.

Außerhalb der Arbeitszeit suchte man mit den Kameraden, die schon längere Zeit in der Fabrik tätig waren, in engere Beziehung zu treten. Da sie

auf dem anderen Ende des Fabrikhofes wohnten, so war ein solcher Besuch immer mit Schwierigkeiten verbunden. Zu dieser Zeit hatten wir nämlich noch Bewachung und zwar wurde dieses Amt von der Fabrikpolizei versehen. Mit russischem Militär hatten wir also hier in dieser Fabrik nichts zu tun. Verschiedene Schliche und Ausreden mussten da zu Hilfe genommen werden, um einige Zeit außerhalb der Baracke verweilen zu können. Doch hatten wir es durch unsere gute Führung bald so weit gebracht, dass man uns vollkommen freien Lauf ließ. In diese Zeit fällt nun auch die Gründung unserer Kapelle. Acht Mann waren daran beteiligt, und nachdem man sich mit Instrumenten versehen hatte, konnte man sich, in einigen Proben zusammengespielt, schon hören lassen. Da gab es nun in freien Tagen einmal in unserer, dann in der anderen Baracke Konzerte mit humoristischen, gesanglichen sowohl als auch deklamatorischen Vorträgen. Oft wurde auch am Schluss noch ein kleines Tänzchen inszeniert.

An schönen Sommerabenden war unsere Baracke oft von einer großen Menschenmasse belagert, die sich an unserer Musik nie satt hören konnte. Es dauerte nicht lange, so ergingen an unsere Kapelle auch schon Einladungen. Dort mussten wir zu einer Namenstagfeier, hier zu einer Hochzeit spielen, oft hat sich auch unsere Musik im Theater der Fabrik Lorbeeren geholt. Überall gab's da etwas zu verdienen und mit der Zeit war dann auch eine einigermaßen bessere Kleidung erarbeitet, die dann nur zum Spielen angezogen wurde. Wäsche waschen, nähen, flicken usw. hatte man einfach in die Hände irgendeiner in der Fabrik bekannten Russin gelegt, die als dienstbarer Geist auf einen besonderen Grad von Freundschaft unsererseits Anspruch machen durfte. Bei manchen Kameraden entstand aus dieser Freundschaft ein immer innigeres Verhältnis und bald waren Gefangenen-Heiraten sozusagen an der Tagesordnung. Unserer Kapelle fiel natürlich die Aufgabe zu, bei einer derartigen Festlichkeit aufzuspielen. Bei einem Deutschen hatte ich sogar einmal das Amt eines Brautführers zu versehen. Da der Bräutigam katholisch war, musste die auserwählte Russin erst zum römisch-katholischen Glauben übertreten. Bei einem katholischen Geistlichen bekam sie Unterricht und nach Verlauf einiger Wochen empfing sie die heiligen Sakramente. Nun erschienen eines Tages das Brautpaar und wir Zeugen beim Pfarramt und durch unsere persönlichen Unterschriften mussten wir nur bestätigen, dass die Personalangaben des Bräutigams auf Wahrheit beruhten. Eine standesamtliche Trauung fiel ganz weg. Der Bräutigam

sollte nun kurz vor der Hochzeit nochmals daran erinnert werden, dass er doch noch Gefangener war. Bei einem Spaziergang mit seiner Zukünftigen wurde er nämlich von russischen Soldaten aufgegriffen. Da er sich ganz in Zivil gekleidet hatte, konnte er doch nicht schnell genug beweisen, dass er Gefangener war. Die russische Patrouille betrachtete ihn nämlich als Deserteur der russischen Armee. Solche trieben sich damals zu Tausenden herum, die dem Kriegshandwerk Lebewohl gesagt hatten. Einen Tag musste er im Arrest brummen, bis ihn die Schwiegermutter aus dem Kerker erlöste. Ein paar Tage darauf fand die Hochzeit statt und der lustige Abend wird mir noch lange in Erinnerung bleiben.

Zu Beginn des Jahres 1917 machte sich nun in Russland plötzlich der Krieg dadurch bemerkbar, dass die Nahrungsmittel immer weniger und die Preise stets höher wurden. Bei uns in der Fabrik konnte man dies noch nicht so recht bemerken, da der Fabrikbesitzer alles versuchte, um seine Arbeiter immer zufriedenzustellen. Aber einmal begann man doch den Mangel zu spüren, und wenn der Russe sich in seiner sowieso sehr anspruchslosen Lebensweise noch einschränken muss, dann wird er zum Rebellen, der vor nichts zurückschreckt. Kaum waren die gewöhnlichen Brot- und Zuckerrationen herabgesetzt, so setzte in jenem Betriebe ein allgemeiner Streik ein, und wehe denen, die da nicht mitmachten. Die Fabrikräume, in denen sich Streikbrecher befanden, wurden einfach gestürmt, kein Fenster blieb ganz, die Betriebsleiter wurden verprügelt und nicht selten gab es auch Verwundete. Wir konnten in einer solchen Lage nichts Besseres tun, als mit den Wölfen heulen, waren uns doch dadurch ein paar arbeitsfreie Tage sicher. Ein zweites Mal drohte der Streik noch heftigere Ausdehnungen zu nehmen. Da wurden dann einfach Kosaken zu Hilfe gerufen und wenn der Russe die Knute sieht, dann ist er auch wieder brav wie ein Lamm. Diese Unruhen währten so fort und waren eigentlich nichts anderes, als die Vorläufer der großen März-Revolution 1917. Ungeheure Menschenmassen zogen da durch die Stadt mit roten Fahnen voran und sangen Revolutionslieder. Für den zweiten Tag der Revolution erwartete man die Entscheidung, ob das Militär – in Twer lagen nicht weniger als sechs Regimenter – sich an der Revolution beteilige. Schneller als man glaubte waren die Soldaten mit dem Volke einig, einig in dem Gedanken, die Regierung zu stürzen und die Republik auszurufen. Mancher Regiments-Kommandeur wollte noch im letzten Augenblick seine Soldaten zur Pflicht zurückrufen, aber aufgesta-

chelt durch das empörte Volk war der Redner immer das Ziel einer krachenden Salve bewaffneter Soldaten. In wildem Zuge ging's nun durch die Stadt, die Hauptmasse machte einen Sturm auf das Palais des Gouvernators, der in entsetzlicher Weise misshandelt und verstümmelt wurde. Viele Hunderte mussten da ihr Leben lassen, und als genügend Blut geflossen war, unternahmen die Soldaten einen Plünderungszug, wobei kein Haus verschont blieb. Am Vormittage schauten wir dieses wüste Treiben vom Fenster aus an und des Öfteren veranlasst von russischen Soldaten, als Kameraden die Sache mitzumachen, wagten wir uns sogar nachmittags in die Straßen der Stadt, um diesen Aufruhr näher betrachten zu können. An uns hat sich kein Russe vergriffen, wenn wir ihm nur immer auf die Hand versprochen, bei unserer Rückkehr nach Deutschland auch dort die blutige Fahne der Revolution aufzupflanzen. Dieses Versprechen, das wir ja von vornherein als nicht bindend betrachteten, sollte für uns noch große Vorteile bringen. Mit dem Tage der Revolution verschwand vor allem die Polizei. Sämtliche Gefängnisse wurden in Brand gesteckt und die Gefangenen aus ihren Kerkern befreit. Wir waren in der Fabrik vollständig auf freien Fuß gestellt. Die achtstündige Arbeitszeit wurde eingeführt und die übrige Zeit konnten wir treiben, was wir wollten. So kam der 1. Mai heran und ein Umzug durch die Stadt, wie ich ihn noch nie gesehen habe, leitete den Tag der Sozialisten ein. Auch wir nahmen an dem Zuge teil. Um unsere Fahne, die die Aufschrift trug: „Wir begrüßen den Frieden“, scharten sich die Gefangenen der ganzen Stadt, ungefähr 1000 an der Zahl. Von dieser Zeit an waren wir bei den Russen nur mehr „Towarischtschi“, das ist auf Deutsch Kameraden. Konnten wir denn etwas Besseres tun, als die Geschichte auf diese Weise mitzumachen?

Bald darauf wurde ich nun mit 30 Kameraden abkommandiert nach einem militärischen Verpflegungsmagazin in der Stadt. Der Abschied fiel ja schwer von all den lieben Kameraden. Nun, man konnte ja in der freien Zeit stets Besuche machen in der Fabrik. Unser neues Quartier lag am anderen Ende der Stadt und hatte man wirklich einmal Sehnsucht nach den alten Bekannten, so setzte man sich in die Elektrische und fuhr dorthin. Zwei Kopeken war die Taxe auf der Straßenbahn für uns Kriegsgefangene, während die russischen Soldaten schon drei Kopeken bezahlen mussten. In diesem Verpflegungsmagazin hieß es wiederum einen neuen Beruf erlernen, den eines Mehlwurmes. Säcke schleppen, Ein- und Ausfüllen, Auf- und

Abladen, das war da unsere Hauptbeschäftigung. Überanstrengt hat sich ja ein Gefangener nie und wenn wirklich ein Stück Arbeit geliefert werden sollten, hat man halt einmal angepackt. Nur in einer Beziehung hat sich unsere Lage etwas verschlechtert. Da unsere Arbeitsstelle eine staatliche, in diesem Fall militärische war, hatten wir auch Militär zur Bewachung, aber nur, solange wir uns in der Baracke aufhielten, bei der Arbeit nicht. Doch der Bretterzaun, der uns da von der Außenwelt abschließen sollte, war uns ja nie zu hoch und jede günstige Gelegenheit wurde ausgenützt, um von unserem Bürgerrecht der freien russischen Republik Gebrauch zu machen. Von einer strengen Behandlung und Bewachung, wie sie die Gefangenen bei uns in Deutschland haben, haben wir ja nie etwas zu spüren bekommen. Bei Zusammenkünften unserer Kapelle waren uns also absolut keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Wir fuhren einfach zu den Baracken der Fabrik und es wurden weiter Konzerte gegeben.

Es waren in dieser Zeit, im Herbst 1917, schon wieder viele Gerüchte verbreitet worden und als es einmal hieß, die Deutschen sollten alle wegkommen, da dachten wir sicher, sie machten doch mal Ernst und lassen uns das nächste Weihnachten zu Hause feiern. Und wirklich wurde auch bald darauf ein Transport Deutscher, bei dem auch ich war, zusammengestellt, und



Feldpostkarte Iwanowo – Bauernhaus mit Soldat und Hund.



Feldpostkarte von Iwanowo.

weg ging es nun mit der Bahn nach einem noch unbekanntem Ziele. Ein harter Abschied war's von den vielen Kameraden, mit denen man so fröhliche Stunden verbrachte, von dem großen russischen Bekanntenkreise, in den man sich mit der Zeit so gut eingelebt hatte. Viele und enge Bande waren da plötzlich zerrissen. Unvermeidlich war auch eine Störung in der Postverbindung mit zu Hause. Solange ich in Twer war, hat mich stets innerhalb drei Wochen Nachricht von daheim erreicht und jetzt, nachdem man uns wieder an einen anderen Ort verschickte, konnte ich wieder Monate warten, bis ich einen Gruß aus der Heimat in Händen hatte. Die Bahn brachte uns zurück nach Moskau, und von da aus aber nicht, wie wir gehofft hatten, nach Westen, sondern zurück nach Osten. Also wieder einmal in unserer Hoffnung getäuscht. In der Stadt Iwanowo-Wossnesensk, ungefähr 300 Kilometer nordöstlich von Moskau, stiegen wir aus und wurden vorerst in einem Lager untergebracht. Von unserer Twerer Kapelle waren nur ein Berliner und ich bei diesem Transporte. Unsere Instrumente hatten wir ja stets bei uns und trotzdem wir jetzt nur im Duo spielen konnten, gewannen wir uns bald die Gunst unserer Posten und allabendlich waren wir eingeladen auf die Wachstube und erspielten uns Zigaretten, Tabak, Kartoffel oder

Brot. Dort waren wir nur acht Tage und sollten nun städtische Angestellte werden bei der Stadtverwaltung. Da gab es nun einen herzlichen Empfang seitens der gefangenen Deutschen, die schon über zwei Jahre hier arbeiteten. Sie hausten in einer Art Kellerwohnung, der sie den prächtigen Namen „Villa Schrecklich“ beilegten. Bald hatten wir uns dort eingelebt und ein jeder konnte, so gut es eben ging, in seinem Beruf Arbeit finden. Da gab es städtische Schlosser, Schreiner, Lampenanstecker, Holz- und Waldarbeiter, Magazinarbeiter, Kontoristen, Abortleerer usw.

Unter dem alten Stamm „Villa Schrecklich“ trafen wir nun verschiedene Musikanten an, die uns mit unseren Geigen in ihrem Verein herzlich willkommen hießen und schon war wieder eine neue Kapelle beisammen. Desgleichen machte ich mir die Mühe, einen Gesangverein ins Leben zu rufen. Abends nach der Arbeit nahmen wir dann unsere Instrumente unter den Arm und wanderten von einem Teehaus ins andere, bis wir unsere Mühe genügend entschädigt glaubten durch die Summe von Trinkgeldern. Einmal flogen wir ja auch von einem Café heraus in den Arrest, da wir doch die Polizeistunde um ein ziemliches überschritten hatten. In diesem Café wurden wir dann danach festangestellt und der Wirt konnte bald einen viel besseren Besuch feststellen, was selbstverständlich nur auf unsere schöne Musik zurückzuführen war. Jeden Tag bis 1 Uhr nachts spielen und dann morgens früh 7 Uhr zur Arbeit aufstehen, das vertrug sich aber absolut nicht. Der Cafébesitzer fand rasch einen Ausweg. Er stellte im Café ein Klavier auf und erwirkte für mich bei der Stadtverwaltung die Erlaubnis, dass ich für ganz bei ihm bleiben könne. Ein so tüchtiger Arbeiter, wie ich es war, war ja leicht zu entbehren. Dann wurde noch ein russischer Violinspieler gewonnen und so war die einfachste und dankbarste Musik fertig. Ich wohnte dort im Café und hatte bald den engsten Familienanschluss. Meine Arbeit bestand also nur darin, abends von 8 bis 1 Uhr zu musizieren. Schnell sah man sich wieder in einem großen Bekanntenkreise und oft vergaß man es ganz, dass man eigentlich in Gefangenschaft war. Von zu Hause konnte man auf keine Nachricht rechnen, da meine Post alle noch nach Twer ging, höchst selten, dass ich eine Karte nachgeschickt bekam. Auch die verwinkelten Verhältnisse in Russland im Allgemeinen waren daran schuld, dass ich seit 1. Januar 1918 ganz ohne Nachricht war. Zu einer äußerst schönen Feier gestaltete sich hier der Weihnachtsabend. Schon mehrere Wochen vorher bildete sich unter uns ein Festkomitee, das alsbald eifrigst die Vorberei-

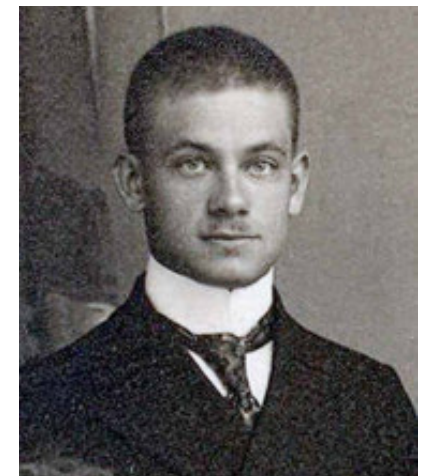
tungsarbeiten in Angriff nahm. Für unsere Kapelle war fast jeden Tag Probe angesetzt; auch die Arbeit, meinem stattlichen Männerchor verschiedene neue Lieder einzuüben, ließ ich mich nicht verdrießen. Geldsammlungen wurden unter uns veranstaltet, um dem Christbaum auch einen würdigen Schmuck geben zu können. Zu dem Abend selbst ergingen Einladungen an unsere Offiziere und auf einen äußerst zahlreichen Besuch seitens der Russen konnte man auch rechnen, da fast jeder Gefangene einen ziemlich großen Bekanntenkreis in der Stadt hatte. Festlich geschmückt mit Girlanden, Kränzen, Lampions, Fähnchen in unseren Nationalfarben, in einer Ecke der große, herrliche Christbaum mit seinen vielen, vielen Lichtern, so empfing der sonst so düstere Kellerraum der „Villa Schrecklich“ seine Gäste. Ein wirklich deutsches Weihnachten haben wir da gefeiert und mit Dankesworten schieden die Russen von uns und waren mit uns glücklich, dass wir uns auch ins Feindesland hinüber noch ein Stück Heimat gerettet haben. Nur das bessere Volk in Russland kennt einen Christbaum, dem armen Russen vergeht dieser schöne Festtag wie jeder andere Tag.

Nachdem wir uns nun in jeder Beziehung bei den Russen gut eingeführt hatten, wollten wir die Stimmung auch ausnützen und es wurde der Plan gefasst, mit Konzerten vor die Öffentlichkeit zu treten. Die Anregung ging von unseren Offizieren aus, deren auch ungefähr 30 in einem Lager in der Stadt untergebracht waren. Alle möglichen Talente befanden sich dazwischen. Violin- und Klavier-Virtuoson, Sänger, Theaterspieler, Komiker, Akrobaten usw. So war bald ein reichhaltiges Programm zusammengestellt und der Tag und Ort des Konzertes der Kriegsgefangenen-Offiziere war bald an den Anschlagssäulen zu lesen. Auf Einzelheiten einzugehen, würde mich hier zu weit führen. Ich sage nur, dass der Abend einen glänzenden Verlauf nahm. Der Saal war brechend voll und den Abschluss bildete noch ein Tanzvergnügen, was ja den Russen das liebste ist, das bis in den frühen Morgen währte.

Vierzehn Tage darauf sollte dann unser Konzert- und Kabarett-Abend stattfinden, veranstaltet von der Mannschaft des Arbeiter-Kommandos der Stadt. Alle Vorbereitungen waren getroffen, das Fest versprach fast noch günstiger zu verlaufen wie das erste, wenn nicht politische Ereignisse uns den Spaß beinahe verdorben hätten. Wie kann das möglich sein? werden Sie sich fragen. Es setzte nämlich gerade zu der Zeit der deutsche Vormarsch im Osten in der Ukraine ein und jeden Tag meldeten die Zeitungen die

Einnahme einer anderen Stadt durch die Deutschen. Da war denn doch die Gutmütigkeit des Russen auf eine harte Probe gestellt. Er konnte es mit seiner Politik einfach nicht vereinbaren, dass nach dem Friedensschluss immer noch von unserer Seite aus vorgegangen wird. Die Stimmung gegen uns war also plötzlich umgeschlagen und nachdem sich am Abend des Konzertes der Saal so leidlich füllte, dachten wir mit Grauen daran, dass wir wohl mit einem Defizit abschließen werden. Unsere Kapelle spielte den Einleitungsmarsch und das Beifallsgeklatsche war noch nicht ganz zu Ende, da meldete sich eine Stimme aus den Reihen der Zuhörer und alles horchte auf den Redner. Er schimpfte darüber, wie man es überhaupt uns Gefangenen erlauben könnte, öffentliche Konzerte zu geben, während die deutschen Räuber von ihrem Lande immer einen Zipfel nach dem anderen besetzten. Viele Anhänger hat er durch seine feurigen Worte gefunden und unter schrecklichem Gejohle verließen die meisten den Theatersaal. Auf eine Schlägerei waren wir ja bereits gefasst und wäre die Miliz nicht gleich telefonisch zur Stelle gerufen worden, so hätte es sicher auf beiden Seiten ordentliche Prügel gegeben. Nun wartete man auf den Bescheid des Kriegskommissars, der darüber bestimmen sollte, ob wir unser Programm weiterführen dürfen. Die bejahende Antwort kam auch bald und nachdem noch ein Russe das Wort für uns ergriffen hatte, spielte die Kapelle die Marseillaise und nach nicht enden wollendem Beifall unserer Anhänger konnte die Sache ihren weiteren Verlauf nehmen. Uns war ja nur der finanzielle Gewinn, den der Abend bringen sollte, an der Nase vorbeigegangen, da der Besuch doch ein sehr schwacher war. Dieses Erlebnis war aber doch zu interessant, als dass man sich da über irgendetwas geärgert hätte.

Trotzdem aber in der letzten Zeit die Gefangenschaft so leicht zu ertragen war, so musste man doch so allmählich daran denken, sein



*Familienfotosammlung Axel Horsch: Porträt
Alfons Horsch, 1918.*



Englische Farbpostkarte vom Kreml in Moskau.

Bündel zu schnüren, um die Heimreise nach Deutschland anzutreten. Viele Kameraden hatten uns schon verlassen und hatten in der Flucht ihr Glück versucht, teils mit, teils ohne Erfolg. Nachdem nun eines Tages eine schwedische Kommission uns besuchte und uns warm ans Herz legte, dass wir uns möglichst bald in Moskau einfinden sollten, da war jeden Tag herzliche Abschiedsfeier von dem einen oder anderen der Leidensgenossen.

Nur 14 Tage war ich in Moskau und habe nun endlich Gelegenheit gehabt, die schöne Stadt eingehend kennenzulernen. Der Kreml, die einstmaligen Residenzbauten des Zaren, hatte während der Revolution arg gelitten. Manche Granate hat dort ihr Zerstörungswerk vollbracht. Auch an anderen Bauten der Stadt sieht man die Spuren der Revolution. Vor der Befestigungsmauer des Kremels sind die Massengräber der während dieser schrecklichen Zeit Gefallenen. Einen prächtigen Ausblick genießt man von dem Turm der Kremlkirche aus. Charakteristisch für Moskau ist die ungeheure Anzahl von Kirchen mit ihren vielen Türmen und Türmchen. Und ein Leben herrscht da auf den Straßen und Boulevards. Wenn man nicht durch manches an die große Armut und Not unter den niederen Volksschichten erinnert worden wäre, hätte man gar nicht geglaubt, dass über dieses Land

der verheerende Sturm des großen Weltkrieges hinweggefegt ist. Alle zehn Schritte wurde man von einem Bettler belästigt. An den Bäckereien standen die Leute in langen, langen Reihen an, um auf das Achtel Pfund Brot zu warten, das damals die Tagesration war. An den größten Verkehrsplätzen wurden gekochte Fleischportionen, in Öl gebackene Kartoffelnudeln, verdorbene Heringe und derartige Raritäten feilgeboten, die nach unseren Begriffen einfach ungenießbar, dort aber unter Bezahlung der höchsten Preise im Nu vergriffen waren. Hier Hunger, Armut, Not, dort Reichtum und Eleganz. So wechselte in der letzten Zeit das Bild auf den Straßen Moskaus. Ein sehr reichliches Taschengeld hatte ich mir vor meiner Reise nach Moskau zusammengespart. Aber die 14 Tage in dieser teureren Stadt haben mir den Geldbeutel doch fast leer gemacht. Und es war an der Zeit, auch Moskau Lebewohl zu sagen und endlich die Fahrt in die Heimat anzutreten.⁶

Anmerkungen

- 1 Heute Daugavpils, zweitgrößte Stadt der Region Lettgallen im Südosten der Republik Lettland.
- 2 Rešīta: Reschitz. Lettisch Rjeshiza, heute Rezekne, Stadt in der Region Lettgallen im Osten Lettlands.
- 3 Die Stadt Velikiye-Luki, damals im Westen Russlands, war 50 Kilometer entfernt. Heute in Belarus (Weißrussland) gelegen.
- 4 Nischni-Nowgorod an der Wolga.
- 5 Twer liegt in Zentralrussland, 180 Kilometer von Moskau entfernt an der Bahnstrecke St. Petersburg-Moskau.
- 6 Aus: Raphael. Illustrierte Zeitschrift für die reifere Jugend und das Volk, Jahrgang 40 Nr. 45/46 (1918), S. 180–182, 189–192.